

STELLA LUCAS
Weihnachten mit Tony

Über die Autorin:

Stella Lucas liebt die Highlands – und Weihnachten. Für sie gibt es nichts Schöneres, als sich nach einem ausgiebigen Spaziergang in der wilden Natur Schottlands mit einer heißen Tasse Tee und frisch gebackenen Orange Cakes am Kamin aufzuwärmen und sich dabei romantische Geschichten auszudenken. WEIHNACHTEN MIT TONY ist der erste Weihnachtsroman der Autorin.

STELLA LUCAS

**WEIHNACHTEN
MIT
TONY**

Lubbe



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Originalausgabe

Stella Lucas wird vertreten von der Agentur Brauer.

Copyright © 2024 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Vervielfältigungen dieses Werkes für das
Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten.

Lektorat: Britta Künkel, Reichshof
Umschlaggestaltung: Christin Wilhelm, www.grafic4u.de
unter Verwendung von Illustrationen von
© shutterstock: ProStockStudio | KG_design | Olga Selyutina
Vignette Kapitelanfang: Designed by Freepik
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Garamond Premier Pro
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-404-19404-9

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de



ZWÖLF TAGE BIS WEIHNACHTEN



CARRIE



Im Traum stehe ich zwischen einem halben Dutzend junger Rotnackenvallabys, die ich mit der Flasche großgezogen habe, und ein paar neugierigen Emus. Vor denen muss ich meine Futtererschüssel voller Reiswaffeln und Möhren regelrecht verteidigen. Die halbstarken Joeys lieben diese Snacks. Sie sind trotzdem vornehm zurückhaltend, während die Emus kein Pardon kennen und mit ihren gierigen Schnäbeln überallhin picken: Kopf, Hände, Füße, Waden ...

Ein unsanftes Rumpeln, gefolgt von einem leichten Schlag gegen meine Ferse, schreckt mich aus dem Dämmer Schlaf. Instinktiv hebe ich den Fuß und setze ihn ein paar Inches weiter vorsichtig wieder ab. Bloß nicht auf empfindliche Pfoten oder Klauen treten, das ist tief in mein Körperbewusstsein eingegraben. Aber dann werde ich stutzig. Irgendetwas passt da nicht. Meine schläfrigen Hirnzellen registrieren Socken und Teppich unter meinen Füßen – keine Arbeitsschuhe, keinen roten Sandboden, der Geruch nach Kängurumist und Hitze fehlt auch. Es ist sogar eher kühl. Ich sitze auf schlecht gepolsterten Sprungfedern, und es riecht nach Erdnüssen und Parfüm.

Dies hier ist weder der Tierpark von Byron Bay, in dem ich die ersten Monate in Australien gearbeitet habe, noch der Zoo von Sydney.

Mein Hintern ist eingeschlafen, ich habe Druck auf den Oh-

ren, meine Hände sind leer. Noch bevor ich die Augen ganz geöffnet habe und die halb volle Wasserflasche entlarve, die über den Fußraum in mein Revier gekullert ist, dringt eine angespannte Frauenstimme aus der Sitzreihe hinter mir nach vorn.

»Ich will nicht hier sein, Morris. Das ist alles deine Schuld! Und wo ist mein Wasser hin? Haben die das abgeräumt? Stewardess, hallo! ... Herrgott noch mal, der Service dieser Fluggesellschaft ist unter aller Kanone, und dann noch diese Schaukelei.«

»Himmel, Stacy, bitte bemühe dich ein bisschen. Nicht so laut! Wir sind nicht allein an Bord.«

»Allerdings nicht! *Economy*, Morris! Du musst diesen nichts-nutzigen schottischen Hinterwäldler bei nächster Gelegenheit entlassen. Er ist absolut unfähig! Ich habe Durst, ich spüre meine Beine nicht mehr, ich komme mir vor wie eine Dorade in einer Sardinenbüchse.«

»Muräne trifft es eher«, brummt Morris verhöhlen.

Ich muss schmunzeln und drehe mich auf der Suche nach einem Verbündeten zu meinem Sitznachbarn, aber der verschläft leider die Showeinlage.

»Das habe ich gehört!«, beschwert sich Stacy. »Nimm mich ernst! Ich leide, Schatz. Er mag ja ein guter Architekt und Bauplaner sein, aber bei den Flugtickets zu sparen ... und mir kann niemand erzählen, dass vorn alles ausgebucht war.«

»Ein ganzes Flugzeug freut sich jedenfalls über dein Bordprogramm-Upgrade.«

»Sei nicht so sarkastisch.«

Unvermittelt klickt ein Sicherheitsgurt. Meine Rückenlehne ruckt nach hinten, als sich die leidende Doraden-Muräne Schmuck klimpernd daran hochzieht. Eine schwere Parfümwolke zieht in meine Richtung. Jetzt sind die Stewardessen im Fokus von Stacys Aufmerksamkeit.

»Wo sind die denn alle? Vermutlich in der Businessclass. Finde den Fehler ... Service, bitte! Hallo?«

Während ich im Rucksack neben meinen Füßen nach den Kopfhörern wühle, höre ich Schritte über den schmalen Gang heraneilen.

»Was kann ich für Sie tun, Madam? Bitte beachten Sie das Anschallzeichen. Gibt es ein Problem?«

Madam Stacy ordert in schnippischem Ton einen Gin Tonic mit einer Scheibe Orange und zwei Eiswürfeln. »Und haben Sie frischen Salbei? ... Nein? Nach Pfefferminze muss ich dann wohl ebenfalls nicht fragen ... Gurke auch nicht?«

Die Stewardess antwortet mit gedämpfter Stimme.

»... Herrje, nein, es wird *nicht* ohne frisches Grün gehen.« Stacy stöhnt theatralisch. »Ein bisschen Kultur ...!«

Meine Rückenlehne und somit auch ich werden vor und zurück geschubst.

»Vergessen Sie's. Nur keine Umstände meinetwegen«, sagt sie mit beißender Ironie in der Stimme. »Dann bringen Sie mir stattdessen einen Whisky. Single Malt ... Nein, *ohne* Eis natürlich ... Ja, selbstverständlich einen schottischen. Da fliegen wir doch hin, oder sitze ich etwa im falschen Flieger? Oh, sagen Sie jetzt nichts, natürlich tue ich das, zumindest in der falschen Klasse ... Morris, wo ist meine Kreditkarte? Herrje, und kann man nicht etwas gegen dieses enervierende Schnarchen tun?«

»Stacy, bitte!«, versucht ihr Mann erneut zu beschwichtigen.

Die Stewardess entfernt sich Richtung Bordküche.

»Lass mich, Morris. Ich habe so höflich gefragt, wie es mir den Umständen entsprechend möglich ist.«

Nur unwesentlich leiser kabbeln die beiden sich weiter.

Not my circus, not my monkeys, bete ich mir leise vor. Ich stöpsle die Kopfhörer in mein Smartphone, starte die Meditationsplaylist, die ich mir heruntergeladen habe, und schließe die Augen. Dann konzentriere ich mich auf meinen Atem und die sanften Klänge von Meeresrauschen und Panflöte. Ich beneide ein klitzekleines bisschen den älteren Herrn neben mir auf dem Platz

am Gang. Er hat keine Ahnung, dass er mit seinem sonoren Sägen Stacys Nerven zusätzlich strapaziert.

Als gleich nach dem Start Tee und Kaffee serviert wurden, entschuldigte er sich bei den Stewardessen dafür, dass er sein Hörgerät ausgeschaltet hatte. Seither verschnarcht er den kompletten Flug, der Glückliche.

Stacys Flasche kullert erneut zu mir. Ich klemme sie zwischen meinen Füßen ein, bevor sie wieder flüchten kann, und reiche sie mit einem Lächeln und einiger Sitzakrobatik an die Besitzerin zurück. Ihre verdutzte Antwort geht in den Wellen des Meeres hinter meinen Kopfhörern unter.

Noch eine knappe halbe Stunde, dann habe ich es geschafft. Dies ist der letzte und kürzeste Anschlussflug. Ich werde aus dieser Maschine steigen, nach vielen langen Jahren den eisigen Boden meines Heimatlandes betreten, im vorbestellten Shuttlebus Platz nehmen, mich dösend dem Jetlag hingeben und die Ruhe vor dem Sturm genießen, während mich der Fahrer die letzten Kilometer über gewundene, winterliche Straßen von Glasgow nach Luss bringt, das malerische kleine Dorf am Ufer des Loch Lomond, an dem ich aufgewachsen bin.

Ob sie noch immer die Straßenlaternen mit Stechpalmenzweigen und Lichterketten schmücken? Ich meine fast, den einzigartigen Geruch nach frischen Tannenzweigen wahrzunehmen. In Australien herrscht Weihnachtsduft in Sprühflaschen vor. Aber wir haben da ja auch Sommer, wenn Europa friert und fröstelt.

Egal. Ich bin nicht wegen der Dekoration über den Ozean geflogen. Ich versuche, mich wieder auf Panflöten und Meeresrauschen zu fokussieren. Es gelingt mir nicht. Mein Gedankenkino lässt Dad durch frisch gefallenen Schnee stapfen, eine gerade geschlagene Fichte auf einer Schulter balancierend, ein zufriedenes Lachen im Gesicht.

Dad. Mein Herz klopft. Es war ihm so wichtig, dass ich dieses

Jahr zu Weihnachten endlich nach Hause komme. Aus Sue Anne habe ich nur herausbekommen, dass er in letzter Zeit freiwillig ein paarmal beim Arzt war. Dad geht nie zum Arzt. Er schimpft sie allesamt Quacksalber.

Energisch schiebe ich alle in mir aufkommenden Fantasiebilder beiseite. In maximal drei Stunden bin ich vor Ort. Dann werden wir weitersehen.

Nur noch dieser eine Anschlussflug. Das ist mein Mantra. Dann kann ich mich mit frischer Kraft meiner Familie und unseren eigenen Sorgen und Nöten widmen. Keine dreißig Minuten und diese englischen Karibik-Fans sind genauso Geschichte wie gestern der streng riechende Sitznachbar in der Maschine von Sydney nach Hongkong und die überforderte Mutter mit den beiden Kleinkindern auf dem anschließenden Flug von dort nach London. Sie war so dankbar, als ihre Zweijährige sich auf meinem Schoß zusammenrollte und einschlief.

»Sie haben ein Händchen für Kinder«, seufzte sie erschöpft, bevor sie selbst wegnickte.

Abwesend reibe ich über den eingetrockneten Möhrenfleck auf meinem Ärmel. Mit Tierbabys habe ich deutlich mehr Erfahrung als mit menschlichem Nachwuchs. Aber die Mädchen waren wirklich niedlich und eine willkommene Ablenkung auf dem langen Flug. Von Stacy und Morris kann ich das nicht so richtig behaupten.

Noch zwölf Tage bis Weihnachten. Oh nein! Ich habe die Geschenke für Dad, Sue Anne und die Kinder auf dem Küchentisch stehen lassen, fällt es mir siedend heiß ein. Ich wusste doch, dass ich etwas vergessen habe. Na bravo! Mein Bauchgefühl hat mich also nicht getrogen. Ich wollte, das wäre nicht immer so. Nervös knibbele ich am Kabel meiner Kopfhörer herum.

Einer Eingebung folgend hatte ich kurzfristig umgebucht und mich zwei Tage früher als ursprünglich geplant auf den Weg nach Europa gemacht. Ich und mein Bauchgefühl. Das habe ich nun

davon. Keine Plüschkoalas zu Weihnachten. Was mache ich denn jetzt?

Der Lautsprecher knackt und übertönt Panflöten, Wellengang und meinen leichten Anflug von Unruhe. »Meine Damen und Herren, hier spricht Ihr Kapitän. Zwischen uns und Schottland liegt ein Gebiet mit Wetterturbulenzen.«

Wie zur Bestätigung sackt das Flugzeug ein paar Meter ab. Ich sehe nach draußen. Wolkensuppe. Die Tragfläche ruckelt, als ob sie versuchen würde, die Dunstschleier auseinanderzuzerren.

»Es könnte ein bisschen wackelig werden. Bitte bleiben Sie angeschnallt. Klappen Sie Ihre Tische hoch, und stellen die Rückenlehnen senkrecht ... und drücken Sie uns die Daumen, dass unsere Maschine nicht wetterbedingt umgeleitet wird. Da draußen braut sich ganz schön was zusammen.«

Der Schnarcher neben mir macht die Kapriole akustisch mit. Diesen Tiefschlaf hätte ich gern.

»Was meint er damit, Morris? Wohin umgeleitet?« Stacys Stimme klingt ein paar Halbtöne höher als eben noch.

Ich halte die Augen wieder geschlossen und zähle meine Atemzüge. Einatmen bis vier. Zwei Sekunden Luft anhalten, Ausatmen bis fünf. Panflöten und Meeresrauschen. Das kann doch nicht so schwer sein.

Ich bin hundemüde. Seit fünf Nächten habe ich so gut wie kein Auge zugetan. Seit ich aus Sue Anne das mit den Arztbesuchen herausgequetscht habe. Dad weist immer schon sein gesamtes Umfeld an, bloß niemanden zu beunruhigen. So war das auch damals, als Mama krank wurde: »Nur ein bisschen Bauchschmerzen.«

Es war Krebs. Ich war dreizehn, als Mum starb, Sue Anne fünfzehn.

Jetzt bin ich neunundzwanzig.

Ich ziehe die Kopfhörer aus meinen Ohren. Mir ist nicht mehr nach sphärischen Klängen.

Das Flugzeug rumpelt erneut, ein wenig stärker jetzt. Der ältere Herr neben mir stöhnt verhalten im Schlaf.

»Morris, tu doch was!«

»Was soll ich deiner Meinung nach denn tun? Die Stewardess um Fallschirme bitten?«

»Ja, gern«, rutscht es mir nach einem Stoßseufzer heraus. »Ich halte auch die Tür auf.« Down Under habe ich mir ein loses Mundwerk angewöhnt. Aber da sind auch alle viel gechillter. Ein paar Leute in Hörweite kichern und glucksen. Da tut mir meine flapsige Bemerkung bereits wieder leid.

Eine Stewardess geht die Reihen ab, prüft die Sicherheitsgurte und sammelt Abfälle ein. Sie verzieht keine Miene.

»Morris!« Hinter mir geht das Nörgeln unverdrossen weiter. »Wenn du diesen Idioten rausgeworfen hättest, wie ich es dir schon vor Wochen geraten habe, würde ich jetzt nicht in diesem schaukelnden Billigflieger kauern, sondern mich weiter entspannt in St. Maarten auf der Yacht sonnen und dort in dreizehn Tagen Weihnachten feiern ...«

Zum ersten Mal wird Morris ein klein wenig schärfer. »Stacy, es ist auch *deine* Firma! Es gibt keinen besseren Architekten als ihn. Und in St. Maarten dauert es genauso noch zwölf Tage bis Weihnachten wie überall sonst auf der Welt.«

In Australien nicht, liegt mir auf der Zunge, aber das schlucke ich ganz schnell hinunter. Ich bewundere ihn für seine Geduld. Vielleicht tue ich ihr ja auch unrecht, und sie ist normalerweise ganz anders? Ich frage mich, was seine Frau wohl für herausragend liebenswerte Qualitäten haben mag. Auf dieses kleine Gedankenspiel hat mich vor Jahren jemand aus meiner Familie gebracht. Kann sie hervorragend kochen? Liegt die Yacht auf St. Maarten vor einer Kette von Kinderheimen vor Anker, die die beiden mit ihrem Geld finanzieren? Und selbst wenn nicht. Vermutlich hat sie einfach nur Flugangst und ist eine ganz tolle Chefin, in welchem Business auch immer. Sei's drum. Ich lobe

mir meine Quokkas. Seit fast drei Jahren bin ich nun tatsächlich im Zoo von Sydney Revierleiterin im Australiensegment. Dafür habe ich aus Byron Bay dorthin gewechselt. Die fröhlich dreinblickenden Kurzschwanzkängurus sind meine erklärten Lieblinge. Sie erinnern mich lustigerweise viel eher an Tony und die Rotnacktenwallabys zu Hause als die Bennett-Wallabys, mit denen ich täglich im Zoo-Revier in ihrer australischen Heimat zu tun habe. Vielleicht kann ich ihre Nähe auch einfach besser zulassen.

Da fällt mir ein, von wem ich diese positive Art, auf Menschen zu blicken, übernommen habe. Von wegen Familie. Ein Stich fährt mir durch die Brust, und ich atme tief ein. Jahrelang habe ich nicht mehr an ihn gedacht. Und kaum überquere ich die Bannmeile und nähere mich Schottland ...

»Dreizehn Tage. Und mäßige deinen Ton, Morris!«

»Zwölf. Die Zeitverschiebung von St. Maarten hierher geht andersherum.«

»Dass du immer das letzte Wort haben musst. Wo ist meine Schlafmaske?«

Seit dem Start in London geht das so. Ich bedaure mich kurz dafür, dass ich meine Reiselektüre mit meinem zweiten Handgepäckstück beim Einsteigen abgegeben habe.

Jemand tippt mir auf die Schulter. Erstaunt blinze ich. Es ist die Stewardess von vorhin. Sie lächelt mir verschwörerisch zu und reicht mir über meinen immer noch schlafenden Sitznachbarn hinweg ein Plastikglas. Ich blicke auf das sprudelnde klare Getränk, in dem eine Orangenscheibe und ein frisches Blatt Minze schwimmen, und nehme ihr die Serviette und eine Miniaturflasche Gin ab.

»Aber ich habe nichts bestellt«, sage ich und zeige fragend hinter mich.

Sie zwinkert mir zu. »Nein, nein. Das ist hier goldrichtig und geht aufs Haus. Genießen Sie's. Ich komme gern auf Sie zurück, wenn wir außerplanmäßig jemanden zum Türöffnen brauchen.«

Beschämt blicke ich ihr nach und nehme einen Schluck aus dem Becher, kühles, perlendes Tonic Water. Ich trinke die herbe Limonade in einem Zug, genieße das Fruchtfleisch der Orange und zerkaue das Minzblatt. Das Fläschchen Gin stecke ich ein. Das gönne ich mir, wenn ich zu Hause bei Dad bin. Vielleicht habe ich es dann wirklich nötig.

Zu Hause.

Genau genommen war ich vor drei Jahren zuletzt in Schottland. Aber diese knappe Woche zur Taufe der Zwillinge, damals vor meiner Beförderung, zählt eigentlich kaum. Die Kinder meiner Schwester kenne ich nur von Bildern und Videocalls. Insgesamt bin ich seit sieben Jahren aus meiner Heimat fort. Eine Ewigkeit, so kommt es mir auf einmal vor.

Ich wollte zurückkehren. Wirklich. Aber die Stelle in Sydney, die Aussicht, dort bald die Revierleitung übernehmen zu können, der Umzug dorthin von Byron Bay und – okay – ein äußerst attraktiver Kollege namens Barney haben mich abgehalten. Es kam einfach immer wieder etwas dazwischen. Ein paarmal hatte ich bereits fast gebucht. Aber Tiere halten sich nicht an Flugpläne oder Feiertage. Und ja, natürlich ist das nur die halbe Wahrheit. Wenn ich ehrlich bin, spielen auch ein paar trübe Erinnerungen mit hinein – und die Angst, ganz tief in mir drin, dass ich mich nicht mehr losreißen könnte von den violetten Bergen und den tiefblauen Seen Schottlands, wenn ich zu lange dort bin. Und von Tony.

Über manche Geschehnisse muss erst eine Menge Gras wachsen.

Himmel, was war ich naiv damals. Der Abstand hat mir gutgetan. Er war wichtig. Es war die absolut richtige Entscheidung, mein Leben in die Hand zu nehmen und zu gehen.

Aber kaum sind wir in britischem Luftraum, muss ich wieder an diesen Kerl denken. Ich fahre mit einem Finger sanft über die kleine Narbe auf meinem Handrücken. Hoffentlich ist das Gras inzwischen hoch genug.

Wir haben damals gemeinsam Tony gerettet.

Es fällt mir schwer, mir das einzugestehen. Die Sache mit Mister Positive-Seiten nagt nach all der Zeit immer noch an mir. Sogar noch nach Barney, der sich als hübsche, aber hohle Mogelpackung herausstellte. Genau wie Paul. Abgehakt. Aber so etwas passiert mir nie mehr, mit solchen Männern bin ich durch. Ich bin jetzt klüger. Und sehr viel rationaler.

Trotzdem. Ich hätte nicht so einfach weglaufen dürfen. Oder meine Karriere dafür vorschieben. Das war nicht besonders erwachsen. Ich hätte mir Zeit nehmen müssen – allein schon für Dad. Dessen Traum ich andererseits für ihn mitlebe. In meiner Kindheit haben wir uns gemeinsam ausgemalt, wie wundervoll es wäre, nach Australien auszuwandern. Da! Schon wieder schönreden!

Hätte, hätte, hätte.

Egal.

Lieber Gott, bitte mach, dass ich nicht zu spät nach Hause komme.

Der Lautsprecher knackt wieder.

»Ladys und Gentlemen, hier meldet sich noch einmal Ihr Flugkapitän. Die Wetterlage macht es leider unmöglich, dass wir wie geplant Glasgow anfliegen. Wir bekommen dort keine Landeerlaubnis mehr, der Flughafen wurde bereits geschlossen. Wir werden stattdessen in Edinburgh landen. Die haben anscheinend mehr Enteisungsspray gelagert.« Er macht keinen Hehl aus seiner Verärgerung. »Das Bodenpersonal ist informiert und wird nach Kräften versuchen, Ihnen dort weiterzuhelfen.«

Gemurmel breitet sich aus.

»Economy«, schnaubt Stacy.

»Niemand kann etwas für das Wetter. Trink deinen Whisky«, würgt Morris seine Frau ab, bevor sie weiterwüten kann.

Die Maschine rumpelt wieder. Wir sacken in ein Luftloch, und dieser kleine Blechvogel mit je zwei Sitzreihen links und

rechts kommt mir ziemlich fragil vor, wie er so von den Turbulenzen hin und her geworfen wird. Jetzt sagt nicht einmal Stacy mehr was. Irgendwo ganz hinten weint ein Kind.

Und bring uns heil hier runter, ergänze ich mein Gebet.

Es poltert so, dass nun auch mein Sitznachbar aus dem Schlaf hochschreckt. Hektisch blättert er in der Ablage vor uns nach den Spucktüten.

Ich blicke dezent aus dem Fenster und verliere mich in den weißgrauen Wolkenschwaden. Als ob wir durch eine Wattewand tauchen würden. Man erkennt nichts. Keine Ahnung, wie hoch wir noch sind, aber es fühlt sich so an, als hätten wir den Sinkflug begonnen. Ich habe Druck auf den Ohren. Mein Nachbar übergibt sich.

In diesem Moment durchbrechen wir die Wolken. Die Maschine steigt und fällt wie ein Spielzeugflieger, den ein Riesenkind mit einer Hand auf gedachte Loopingbahnen schickt.

Regen pickt an die kleinen Flugzeugfenster. Nein, halt: Die Tropfen sind gefroren. Das sind Schneeflocken! Es schneit!

Die Tragfläche versperrt mir leider größtenteils den Blick nach unten. Aber ich bilde mir ein, dass die Landschaft mit Puderzucker bestäubt ist. Schottland im Schnee.

In meinem Magen breitet sich ein kindliches Glücksgefühl aus, trotz all der Turbulenzen, warm und süß wie Sahnekakao mit Zimt und Kürbissirup. Für einen Moment gelingt es mir, schnarchende, streitende und sich übergebende Sitznachbarn, das Ruckeln und Klappern des Flugzeugs und sogar meine Sorgen um Dad auszublenden.

I'm coming home for Christmas!

Die Landung wird noch einmal richtig ruppig. Ich bin dankbar, dass meinen Magen so leicht nichts umhaut.

Und dann ist es so weit. Der Boden hat uns wieder. Den Sturm haben wir allerdings mitgebracht. Das Flugzeug schlingert ziemlich ungleichmäßig über die Piste.

»Willkommen in Schottland«, meldet sich der Kapitän zurück. »Vielen Dank, dass Sie mit uns geflogen sind. Wir bitten die Unannehmlichkeiten zu entschuldigen und wünschen Ihnen einen schönen Aufenthalt. Kommen Sie gut nach Hause und – schöne Weihnachtstage.«

Mein Sitznachbar stöhnt leise, faltet mit blassem Gesicht seine Spucktüte zu und lächelt mich entschuldigend an. Dann schaltet er sein Hörgerät ein. »Das war ein Flug, was?«

»Aye. Möchten Sie vielleicht ein Pfefferminz?«, frage ich mitfühlend und krame ein Hustenbonbon aus meiner Jackentasche.

Dankbar nickend nimmt er es an.

Das Anschallsignal erlischt mit einem leisen Pling. Sekunden später stürzen die Passagiere in die Gänge, als ob sie fürchten, das Flugzeug könnte wieder abheben, bevor sie die Chance hatten, es zu verlassen. Auch der ältere Herr reiht sich ein. Ich betrachte den säuberlich zusammengefalteten Beutel auf seinem Sitz. Ihm kann ich es nicht verdenken, dass er so schnell wie möglich hier rauswill.

Das zigfache Klappen der Gepäckfächer klingt wie Popcorn, das in einem Topf zerplatzt. Tüten voller bunt verpackter Päckchen rascheln und knistern um mich herum. Parfümwolken vermischen sich mit dem Duft von ... tatsächlich Tannengrün? Ich hebe schnuppernd den Kopf und erspähe eine Mitreisende, die ein paar Reihen vor mir einen dekorierten Türkranz aus echten Zweigen im Arm hält, überwiegend Tanne oder Fichte und Kiefer. Aber Eibe ist auch mit dabei. Ich erkenne das glänzende Grün und die kleinen roten Beeren. Vögel und Rotwild lieben die Früchte. Für Menschen, Hunde, Katzen und Weidetiere sind allerdings sämtliche Pflanzenteile hochgiftig, spult mein Hirn ab. Für meinen ersten Job in Australien musste ich zig neue Giftpflanzen büffeln, die es in Schottland nicht gibt. Aber das alte Wissen lagert sicher abrufbar darunter.

In meiner Wohnung in einem Vorort von Sydney habe ich als einzige Deko ein paar halbherzige LED-Kerzen auf einer einmal benutzten Papierserviette mit rotnasigen Kitschrentieren stehen. Und die hat mir eine Arbeitskollegin aufgezwungen und mich »Grinch« genannt. Ich bin nicht so der Weihnachtstyp. Nicht mehr.

Eine flüchtige Erinnerung an verschütteten Eierpunsch und das Zuschlagen einer Tür zieht meinen Magen zusammen, und ich ballte eine Faust. Ich muss an Inchconnachan denken, reibe mir über den Bauch und beschließe, den Ansturm auf den verstopften Gang auszusitzen. Ich bin wirklich nicht wegen der anstehenden Weihnachtstage zurückgekommen. Eher *trotz* der Feiertage.

Verdrossen betrachte ich mein Smartphone, es ist immer noch im Flugmodus. Zuerst muss ich mir eine britische SIM-Karte besorgen.

Ich sehe aus dem Fenster. Dicke Schneeflocken klatschen inzwischen gegen die Scheiben und gleiten schmelzend daran herab. Der Edinburgh-Schriftzug am Terminal ist nur durch Schlieren zu erahnen und verschwimmt immer mehr.

Der Sturm rüttelt an der Maschine. Das Flugzeug knarzt und schaukelt. Vielleicht liegt das aber auch an den zappligen Passagieren. Draußen kämpfen Räumfahrzeuge gegen die Schneemassen an, die der Wind vor sich hertreibt. Dick eingemummelte Männer mit weißen Hauben auf Schultern und Kapuzen trotzen den Böen und wuchten Koffer auf die Transportfahrzeuge.

Dann bin ich an der Reihe. Auf einmal sind alle fort, das Flugzeug hat sich geleert. Ich bin dankbar, dass wir keine vereiste Gangway hinunterstaksen müssen, sondern trocken durch den Rüssel der Passagierbrücke ins Innere des Gebäudes kommen.

Unsere ist die letzte Maschine, die heute Nachmittag überhaupt noch eine Landeerlaubnis auf der Insel bekommen hat. Das höre ich bei einer Unterhaltung der Stewardessen vor mir mit. Wegen des aufziehenden Schneesturms startet oder landet in

ganz Schottland nicht das kleinste Privatflugzeug mehr, sagen sie. Wer noch in die Highlands oder auf die Inseln weiterwill, sitzt damit also erst mal fest.

Ich nage an meiner Unterlippe und verfolge, während ich das verglaste Terminal betrete, mit den Augen die Unimogs auf der Rollbahn. Mir tun die Männer in ihren dicken Parkas leid. Was für ein Job bei dem Wetter. Dann schießt mir ein anderer Gedanke ein. Und ich? Komme ich hier noch weg? Bis nach Hause? Mein gebuchter Platz im Shuttlebus gilt ab Glasgow. Dorthin muss ich es als Erstes schaffen. Das ist eine gute Autostunde von Edinburgh über die M8 – unter normalen Bedingungen. Aber bei diesem Schneetreiben? Wenn die Züge auch bereits eingestellt wurden, habe ich ein Problem. Ich brauche dringend Informationen über die Lage, und dafür muss ein funktionierendes Telefon her! Ob es den kleinen Laden in der Wartehalle noch gibt? Die hatten auch richtig guten Fudge. Und Tablet. Oh, Butter Tablet, das habe ich sehr vermisst!

MARC



Ich lege den Hörer auf, schiebe das klobige Bürotelefon ein Stück von mir weg und lehne mich zurück. Mein Blick streift das 3-D-Modell auf dem halbhohen Aktenschrank hinter dem Schreibtisch, gleitet kurz darüber hinweg und bleibt dann, wider besseres Wissen, doch an dem Miniaturgebäude hängen: ein kleines Bootshaus mit einer am Hang darüber gelegenen Blockhütte. Nichts Preisverdächtiges, nur mein erstes Gedankenspiel für die Masterarbeit an der Uni. Na ja. Nein. Das war damals schon nicht die Wahrheit. Inchconnachan ist Privatsache. Ich habe den Entwurf nie eingereicht. Jahrgangsbester wurde ich mit einem anderen, der ist längst in der Papierpresse gelandet. Aber an diesem hängt mein Herz. Ich habe die Wände nicht aus dem 3-D-Drucker gezogen, sondern Bohle für Bohle selbst aufgesetzt, gesägt, geschnitten, das Ganze eingerichtet und bemalt. Das Ergebnis ist ziemlich dicht am Original.

Sieben Jahre ist das her, ein bisschen länger sogar.

Hinter dem maßstabsgetreuen Panoramafenster, das zu dem gekräuselten Pappmaché-See hinausblickt, lässt sich ein Weihnachtsbaum erahnen. Daneben, von außen kaum sichtbar, liegen Pakete, hübsch dekoriert mit Schleifen. Das größte ist eigentlich ein gut getarntes Schmuckkästchen. Es wurde nie geöffnet. Und über der Eingangstür hängt immer noch der Mistelzweig. Was für eine Fummelei! Ich schweife ab. Danach hatte ich eine Wo-

che lang Kleber und Farbe an den Händen. Abwesend lächelnd reibe ich mir über die Fingerkuppen. Irgendwann verpuppte sich ein Insekt unter dem Dachvorstand. Mir gefiel der Gedanke, dass daraus ein Schmetterling schlüpfen könnte. Aber vielleicht hatte dort auch eine Spinne ihre karnivoren Vorräte angelegt, wie Darren damals behauptete.

Ich bin ihm nicht mehr böse. Mir war nur wichtig, dass er das Dach lässt, wo es ist. Das Innenleben dieses Blockhauses ist nicht öffentlich. Bei seinem arachnophobischen Versuch, das fragile Modell zu entstauben und von den Spinnweben zu befreien, ist die Wetterfahne am First gebrochen. Letzten Herbst war das, vor der großen Summerwell-Präsentation, als alle im Büro wegen des enormen Auftrags durchdrehten.

... Ob sie noch auf der Miniaturcouch vor dem Kamin liegt, die Fahne?

Ich gebe dem plötzlichen Impuls nach, ziehe das unterste Schubfach des Containers neben meinem Schreibtisch auf, gehe mit Kleber und Fixierstäbchen hinüber und hebe behutsam die Abdeckung der Blockhütte an. Na bitte!

»Das haben wir gleich«, murme ich, lege das Dach daneben auf den Terminstapel mit dem Vermerk »Eilig!« und verschaffe mir einen Überblick. »Halb so schlimm«, stelle ich fest, angle nach den Bruchstücken und versinke eine ganze Weile in der Arbeit.

Als die Fahne, umgeben von provisorischen Stützstreben, wieder an Ort und Stelle sitzt, trete ich einen Schritt zurück.

Das hätte ich schon längst tun sollen.

»Als ob du etwas dafür könntest«, sage ich leise.

Dann bin ich eben ein sentimentales Schaf, aber ich hänge nun einmal an dem Ding. Die Ziegelwände habe ich im Backofen aus Lehm gebacken, die Äste für die Außenwände stammen von Inchconnachan, das Sofa habe ich mit Harris-Tweed und gesammelter Schafwolle gestaltet. Alles nachhaltig und ökologisch. Ich

werde es ganz bestimmt nicht wegwerfen, egal was Fiona oder Darren sagen und wie eingestaubt es auch ist. Albern, eine gelungene, bis ins Detail durchdachte Bastelarbeit wegen ... einer idiotischen, jugendlichen Schwärmerei zu entsorgen. Ich zwingen meinen Blick weg von der ringgroßen Schmuckschachtel neben dem Weihnachtsbaum. So etwas muss man trennen können.

Geräuschvoll atme ich aus und kehre an meinen veloursgrauen Chefsessel zurück, während ich mir Klebstoffreste unter den Fingernägeln herauspule. Mein Blick treibt zum Fenster hinaus. Stirnrunzelnd betrachte ich das immer dichter werdende Schneegestöber. Die weiße Haube auf meinem Wagen ragt bestimmt schon fünf Inches auf.

»Oh verflix.« Ich sehe auf meine Armbanduhr, mir wird heiß und kalt. Ich hatte Darren versprochen, ihn vom Airport Express am Busbahnhof in Glasgow abzuholen. Fliegt bei dem Wetter überhaupt noch irgendwas? Wieso hat er sich bisher nicht gemeldet?

Auf der Suche nach meinem Handy klopfe ich Brust- und Hosentaschen ab, fahre mit den Händen über die Papierstapel auf dem Schreibtisch, die zerfledderte Tageszeitung, und ... oh, da ist ja die Ausschreibung für das Einkaufszentrum in York, die Fanny heute Vormittag gesucht hatte.

Wo ist das Ding nur wieder? Ich habe keine Ahnung. Und was, zum Kuckuck, schenke ich Fiona zu Weihnachten?, schießt es mir zusammenhangslos durch den Kopf. Absurd, dass ich jetzt daran denke.

Hektisch ziehe ich sämtliche Schreibtischschubladen auf, dann erst fällt mein Blick auf die Ladestation hinter meinem Laptop. Da ist das Smartphone ja, fröhlich blinkt es vor sich hin. Findet sich alles.

Ich lasse mich in meinen Sessel fallen, rühre den Tee um, während das Mobiltelefon sich hochfährt, und nippe daran. Kalt. Natürlich. Ich stelle die Tasse ab und gebe den PIN-Code ein. Vier

entgangene Anrufe, zwei Textnachrichten, fünf Sprachnachrichten. Mist. Abwesend nehme ich noch einen Schluck. Die meisten sind von den Dormonds. Zweimal Darren. Die höre ich mir zuerst an. Gedankenversunken zerbeiße ich ein Teeblatt, verziehe das Gesicht und streife die bitteren Krümel an meiner Untertasse ab.

»Hey, Buddy. Ich sitze noch in der Abflughalle. Boarding ist verschoben worden. Der Flug hat Verspätung, also mach dir keinen Stress. Haha, das ist deine Chance, einmal pünktlich zu sein, wenn du mich einsammelst!«

Die Leitung knackt.

»Ich noch mal. TAXI! Sorry, das galt nicht dir.« Ich höre Darren keuchen und nach Luft schnappen, als ob er läuft, irgendwo draußen.

Darren ist so ziemlich der letzte Raucher, den ich kenne, und das scheint er mit seinem Zigarettenkonsum ganz allein wettmachen zu wollen. Die Hintergrundgeräusche klingen nach Großstadtverkehr: Hupen, Straßenlärm. Bremsen quietschen.

»Pass doch auf, Blödmann! ... Nein, wieder nicht du, Marc. Alles gut. Hör zu, Mann. Der Flug ist ausgefallen. Ich übernachtete hier in Dublin, hoffe auf besseres Wetter und schicke dir den Vertragsentwurf von Hollister vom Hotel aus per Fax. Wir haben das Ding in der Tasche. Ich habe ihnen zugesichert, dass du die ersten Entwürfe bis Weihnachten aus dem Ärmel schütteln kannst. Kannst du doch, oder? Und hast du die Ausschreibung für das Einkaufszentrum schon abgezeichnet? Fanny hat mich kirre damit gemacht, ob ich sie gefrühstückt hätte. Aber ich schätze, sie liegt unter einem Stapel halb gelesener Zeitungen und der übrigen Post auf deinem Schreibtisch vergraben, oder?« Er lacht. »Wenn du nicht der beste Architekt wärst, den ich kenne ... und mein Chef natürlich ... Scherz beiseite: Ich liebe meinen Job. TAXI! Du irischer Sturkopp, halt an, wenn ich mit dir rede.«

Aus einem metallischen »Klonk« schließe ich, dass Darren seiner Forderung mit Hand-gegen-irischen-Kotflügel Nachdruck

verliehen hat. Wieder quietschen Bremsen. Autotüren klappen. Anscheinend hat er es geschafft, dieser Draufgänger!

Darren murmelt irgendetwas, das durch das Schaben seiner Kleidung am Handylautsprecher gedämpft wird. Es raschelt und rauscht, dann ist er wieder da, die Nebengeräusche sind jetzt erheblich leiser.

»Also, ich bin versorgt, Marc. Mach dir keine Sorgen. Fax an dich geht raus. Ah, das Wichtigste hab ich natürlich fast vergessen, du färbst bereits auf mich ab, Buddy.«

Er lacht auf diese warme, gewinnende Art, mit der er von miesepetrigen Servicekräften bis Millionenkunden alle um den kleinen Finger wickelt, bevor sie merken, wie ihnen geschieht. Mich eingeschlossen.

»Du musst jetzt leider die Dormonds heute Abend beim Dinner allein bespaßen, wenn sie eingetrudelt sind. Aber das dürfte bei dem Wetter wohl auch noch dauern. Also kein Stress. Wer weiß, ob sie's überhaupt noch aus London rausgeschafft haben. Fanny hat ihnen die Suite im Kimpton Blythswood Square reserviert. Sag ihr, sie soll die nötigenfalls umbuchen. Und ich habe ihnen noch mal deine Nummer gegeben und gesagt, sie sollen sich auf jeden Fall melden, wenn sie irgendwas brauchen, und zwar egal wann und was. Wir stehen ihnen natürlich jederzeit zur Verfügung – also: du. Hau rein, und halte mich auf dem Laufenden! Cheerio, ich melde mich.«

Zack. Aufgelegt.

Das ist Darren.

Während ich mit einem Daumen zu den Nachrichten der Dormonds scrolle, greife ich nach der Ausschreibung und setze brav mein Namenskürzel auf jede der Vertragsseiten, bevor ich sie in den Postausgangskasten lege. Eine Sache erledigt.

Ich hasse es, wenn Darren mich mit solchen Kunden wie den Dormonds allein lässt. Sie sammelt Kunst wie andere Leute Pokémons, er hat mal als Hotelpage angefangen, und zusammen be-

sitzen sie inzwischen ein weltweites Imperium. Was redet man mit solchen Menschen? Wozu habe ich Darren denn eingestellt? Ganz sicher nicht, weil er sich selbst von Irland aus besser auf meinem Schreibtisch auskennt als ich. Nicht nur jedenfalls.

Er weiß, wie schwierig diese ganze Angelegenheit für mich ist. – Halt. Nein. Weiß er nicht. Ich greife seufzend nach meinem Tee und stelle ihn wieder ab: kalt. Ach ja.

Der Mann ist ein Glücksgriff für mein Architekturbüro. Er ist ein Organisations- und Verkaufstalent. Er weiß viel über mich und wie ich ticke. Nur manche Dinge gehen nicht einmal ihn etwas an.

Es ist fantastisch, wie gut unser kleiner Laden läuft. Wir können uns buchstäblich die Aufträge aussuchen. Es wird beinahe zu viel. Ich merke, dass ich mehr Raum für meine Kreativität brauche. Und ich kann einfach nicht mehr. Ich will weniger arbeiten, auch wenn das weniger Umsatz bedeutet. Das Leben ist zu kurz, um sich immer nur zu verausgaben. Ich sollte das genießen, was ich erreicht habe, bevor ich in einen Burn-out schlittere, sagt Fanny – die weltbeste aller Sekretärinnen und mütterliche Seele unseres Büros. Sie hat nur leider keine Ahnung, dass ich mir längst nicht so viel auf die Seite legen konnte, wie alle denken. Wie gewonnen, so zerronnen – trotzdem: Ich bin über die Phase hinaus, wo ich mich beinahe täglich mindestens bis Mitternacht in Arbeit vergraben habe, um nicht über mein Leben nachdenken zu müssen. Ich bin drüber weg. Ich muss. Sagt Fanny. Und damit hat sie recht.

Darren weiß es noch nicht, aber ich will ihm zu Weihnachten die Teilhabe anbieten. Das hat er mehr als verdient. Und dann fange ich damit an, auch mal an mich zu denken.

CARRIE



Es dauert ewig, bis das Transportband im Terminal anspringt und die ersten Koffer nass und kalt hereingepustet werden. Innerhalb von Sekunden glänzt das ruckelnde Förderband vor schwarzer Nässe.

Etwa genauso lange brauche ich, um Stacy und Morris unter den Wartenden auszumachen. Sie scheinen beide in den Fünfzigern zu sein. Er, etwas untersetzt mit einem grau melierten Dreitagebart, trägt Outdoor-Boots zum Anzug und darüber Tweed. Sie, einen halben Kopf größer – ohne die tadellos sitzende Hocksteckfrisur –, trägt ein beigekariertes Kostüm unter einem offenen, naturweißen Wollmantel, dazu hochhackige Stiefeletten mit passender Handtasche und wirklich große Perlenohrringe zur doppelreihigen Kette, die entweder unecht sind oder ein Vermögen gekostet haben. Ich tippe auf Letzteres.

Ihr Blick streift mich kurz und gleitet dann desinteressiert über mich hinweg, während ihr Mann den ersten gigantischen Koffer auf einen Trolley wuchtet.

»Wo bekommen wir jetzt einen Leihwagen her, Morris? Am besten, du kümmerst dich sofort darum. Wenn diese Hyänen gleich alle nach draußen stürmen und sich um die paar Transfer-Shuttles streiten, möchte ich nicht dazwischengeraten. Nimm einen Mercedes, Schatz. Oder irgendwas mit Allrad. Hauptsache Beinfreiheit und Sitzkomfort. Du weißt ja, dein Rücken. Wir

wollen uns nicht mit fremden Menschen in eine noch engere Sardinenbüchse quetschen. Ich bin gleich zurück.«

Morris grunzt unverständlich unter dem Schwung des zweiten, nur unerheblich kleineren Kofferungetüms, das selbst den Metalltrolley kurz zum Ächzen bringt.

Dann kommt mein Gepäck, und ich verliere die beiden aus den Augen. Die Fluggesellschaft wird doch wohl für genügend Plätze in den Ausweichfahrzeugen gesorgt haben? Ich schüttle den abwegigen Hyänengedanken aus dem Kopf und steuere die Waschräume an. Da überholen mich die ersten beiden Mitreisenden.

Nutzt nichts, wird schon nicht so schlimm werden. Ich muss dringend zur Toilette. In Flugzeugen vermeide ich das. Ich bekomme diese Klapptüren nie im ersten Anlauf auf, und das ist irgendwie eine peinliche Sache.

Stacy steht vor dem Spiegel bei den Waschbecken und zieht konzentriert ihre Lippen nach. Sie bemerkt mich nicht, vielleicht tut sie auch nur so.

Als ich aus dem Sanitärbereich zurückkehre, fällt mir auf, wie leer die Halle wirkt. Gespenstisch leer, als ob der AFL Grand Final Day und der Melbourne Cup auf einen Tag fallen würden und alle vor den Fernsehern hängen, die nicht live dabei sein können.

Ich denke schon ziemlich aussie, fährt es mir durch den Kopf. Normalerweise würde mich das zum Schmunzeln bringen, stattdessen grummelt mein Magen warnend, als ich weiter Richtung Ausgang gehe. Nicht einmal die Passkontrollen sind mehr besetzt, nur Morris steht da noch mit seinem vollbepackten Trolley und spricht leise in sein Handy. Sollte er nicht einen Mietwagen besorgen? Ich nicke ihm kurz zu.

Auf der großen Anzeigetafel für die Ankünfte sind alle übrigen Flüge als »cancelled« angegeben – gestrichen. Nur bei unserer Flugnummer steht »delayed« dahinter. Wir sind also wirklich die Letzten, die heute hier abgefertigt werden. Ich habe gar nicht bemerkt, dass wir verspätet gelandet sind. Mein Handy

zeigt im Flugmodus immer noch die australische Uhrzeit an, das aktualisiert sich ja nicht ohne Netz.

Ich gehe durch die Schiebetür und verlasse den Sicherheitsbereich. Staunend sehe ich mich um. Für gewöhnlich herrscht hier Trubel. Menschen, die andere tränenreich verabschieden oder abholen, sie mit Schildern begrüßen, mal förmlich, mal mit Luftballons. Stattdessen hallen nur vereinzelt eilige Schritte über den blanken Boden. Ein Mitarbeiter fährt einsame Kreise mit seiner Putzmaschine. Die kleinen Ladengeschäfte und Boutiquen haben geschlossen. Nicht mal einen Kaffee kann man mehr kaufen. Hmm. Und meine SIM-Karte?

»Sir! Moment, bitte!« Der Leihwagenanbieter neben der Wechselstube zieht eben das Rollo herunter, als Stacy – ziemlich schnell für die Höhe ihrer Absätze – an mir vorbei auf ihn zustürmt.

Morris steuert schwer beladen mit dem Trolley hinterher. Ich brauche keinen, ich habe mir schon vor Jahren angewöhnt, mit kleinem Gepäck zu reisen. Wenn mich die Stewardess bei der Abfertigung in London nicht bequatscht hätte, mein Handgepäck aufzugeben, hätte ich überhaupt nicht am Kofferband stehen und warten müssen.

Einen Leihwagen kann ich mir nicht leisten. Ich wickle meinen Schal um mich und ziehe die Strickmütze tief in die Stirn. Ab Glasgow hatte ich einen Shuttle gebucht. Das sollte einfach anzupassen sein, meinte die Stewardess im Flieger. Sie hat alles eingetragen und mir den Ablauf erklärt. Die Ersatzfahrzeuge, die uns nach Glasgow bringen sollen, warten draußen.

Eigentlich.

Als ich in den eisigen Schneewind hinaustrete, sehe ich gerade noch die Rücklichter von zwei Bussen. Ein uniformierter Mitarbeiter der Fluggesellschaft kämpft damit, ein windgebeuteltes Hinweisschild zusammenzuklappen, und stopft es schließlich genervt in einen Mülleimer.

»He! Wo sind denn alle?«

»Alle wer?«, fragt er und mustert mich teilnahmslos.

»Der Flug nach Glasgow. Wir sind umgeleitet worden. Es hieß doch, hier stünden ersatzweise Shuttlebusse für uns bereit?« Ich sehe mich um, als könnte sich hinter einer der Säulen doch noch ein Zehn- bis Zwanzigsitzer verbergen.

Der junge rothaarige Typ zieht die blau gefrorene Nase hoch und taxiert mich mit träge erwachender Aufmerksamkeit. »Sind weg«, sagt er schließlich.

»Das sehe ich«, antworte ich nun doch ein wenig gereizt.

»Ohne mich offensichtlich.«

Etwas munterer quält er seine Finger aus einem Handschuh, greift unter dem blauen Anorak mit dem Logo der Fluggesellschaft in die Brusttasche seines Oberhemdes und faltet mühsam ein Papier auseinander. »Sie wollten da nicht auch noch mit, oder? Auf meiner Liste sind alle abgehakt.«

»Geoffrey« steht auf dem kleinen Metallschild, das unter seiner Jacke hervorblitzt.

»Das kann nicht sein, Geoffrey«, widerspreche ich möglichst sanft und schiele ihm über den Arm. »Carrie McIntyre. Bitte sehen Sie noch mal nach. Ich habe gesehen, wie die Stewardess mich notiert hat. Wir haben darüber gesprochen.«

Er fährt mit dem Finger Vorder- und Rückseite seines Handouts ab und schüttelt noch einmal den Kopf. »Ja, hier hab ich Sie.« Sein Tonfall gefällt mir nicht. »Carlie McIntyre. Hotel, steht hier.« Und es gefällt mir noch weniger, wie selbstgefällig er mit dem Finger auf meinen auch noch falsch geschriebenen Namen pocht. »Im Hampton sind Sie auf Ihren Namen eingebucht. Das ist gleich da drüben.« Er zeigt mit nachlässig ausgestrecktem Arm durch das dichter werdende Schneetreiben. »Definitiv die bessere Wahl, wenn Sie mich fragen. Die haben richtig gute Cocktails.«

»Nein!«, kieke ich entsetzt. »Keine gute Wahl, vor allem

keine, die ich getroffen habe. Ganz sicher nicht. Das ist ein Fehler. Ich muss noch bis nach Luss. Dafür habe ich bezahlt!« Ich wühle in meinem Rucksack nach der nutzlosen Bestätigung für das Shuttlefahrzeug ab Glasgow.

»Tja«, sagt er nun, als ich ihn anstarre. »Was machen wir denn da?«

»Das frage ich Sie! Hören Sie – ich MUSS dorthin! Bringen Sie mich einfach nach Glasgow. Von da komme ich schon weiter. Aber heute noch. Nicht morgen!«

»Oh. Hmm. Ma'm, ich würde Ihnen wirklich gern helfen, aber ...«

»Nennen Sie mich nicht Ma'm. Ich heiße Carrie. Können Sie den Eintrag nicht einfach berichtigen? Shuttle nach Glasgow, nicht Hotel!«

»Ja, schon. Das ist im Prinzip kein Problem, aber ... Carrie, sagen Sie? Nicht Carlie?«

»Geoffrey, bitte. Ich erinnere mich ziemlich genau an meinen Namen, und ich muss nach Glasgow, es ist wirklich wichtig!« Hektisch sehe ich mich um.

Ein einsames Auto steht da noch. Das Taxischild ist unter der frischen Schneehaube kaum zu erkennen. Habe ich eben gesagt, so was kann ich mir nicht leisten? Darüber mache ich mir später Gedanken. Und überhaupt muss das doch in diesem Fall auch die Fluggesellschaft übernehmen, oder? Das habe ich mal irgendwo gelesen.

»Entschuldigen Sie, das ist mein dritter Tag in diesem Job. Es tut mir leid, wenn ich einen Fehler gemacht habe. Vielleicht bin ich in der Zeile verrutscht. Ich ... Carrie McIntyre, nicht Carlie McIntyre.« Geoffrey sieht blass aus, und ich begreife, dass es nicht Teilnahmslosigkeit war, mit der er mich angestarrt hat, sondern Schock.

»Kein Problem, Geoffrey! Wir fangen alle mal an.« Von ihm ist offenbar nicht viel Hilfe zu erwarten.

Ich reiße meinen Arm hoch, selbst ist die Frau. Das Fahrzeug setzt sich rollend in Bewegung. Aber in die falsche Richtung, nämlich von mir fort.

»Halt!«, kreische ich entsetzt, lasse meinen Ballast, den Rucksack und den kleinen Koffer, direkt vor Geoffreys Füßen fallen und renne stolpernd los. Durch eine Wand aus eisigen, weißen Flocken, die sich wie Glassplitter auf meiner Haut anfühlen. Ein paarmal falle ich beinahe hin, weil der Schnee so hoch liegt und es stellenweise so glatt und rutschig ist. Das Taxi rollt im Schrittempo weiter, gemächlich außerhalb meiner Reichweite bleibend. »Hilfe!«, rufe ich keuchend und werde bereits langsamer. Ich kann nicht mehr, das ist mein erster Schnee seit sieben Jahren.

Letztlich ist es Geoffreys schriller Pfiff, der den Wagen stoppt und dazu bringt, den Rückwärtsgang einzulegen. Noch nie fand ich unscheinbare, rotweiße Lichter in einer Auspuffwolke so hübsch. Schalwarmer Dunst nach Autolüftung, Räucherstäbchen und alten Lederpolstern schlägt mir aus dem Wageninneren entgegen, als ich ein wenig atemlos und zitternd vor Anstrengung die Beifahrertür aufreiße. Der Wagen ist schon etwas in die Jahre gekommen, stelle ich fest. Auf Fahrer- und Beifahrerseite sind diese Massagedecken aus Holzkugeln angebracht, und die Folie, mit der die Fenster beklebt sind, hat an der einen oder anderen Stelle ein Loch.

»Bitte«, presse ich zwischen zwei Atemzügen hervor. »Sind Sie frei? Würden Sie mich rüber nach Glasgow bringen? Ab da komme ich weiter, kein Problem.«

»Bis Glasgow!«, wiederholt der indischstämmige Fahrer mit aufgerissenen Augen, als ob ich ihn um ein Transportziel in Zentralsibirien gebeten hätte. »Bei dem Wetter?«

»Hey, Ravi.« Geoffrey erreicht den Wagen zehn Sekunden nach mir und hängt sich neben mich in die flugrosteige Türöffnung, er hat mein Gepäck dabei, wie lieb! »Hier kommt doch

noch jemand für dich. Fluggesellschaft zahlt.« Ohne zu fragen, wirft er meine Tasche und den Koffer auf den Rücksitz.

»Ich wollte grade Feierabend machen«, jammert Ravi. »Ich habe Lakshmi schon angerufen. Sie kocht! Paneer Tikka!«

»Ach komm, verschieb dein Date, und freu dich, dass du doch noch die Pauschale kriegst«, lockt Geoffrey und füllt irgendwelchen Papierkram aus, den er mir dann eilig zum Unterschreiben hinstreckt. »Carrie muss wirklich dringend nach Glasgow.« Er sieht mich auffordernd an.

Ich nicke wild.

Ravi seufzt. Er nimmt Geoffrey die Kostenübernahmebestätigung ab, klemmt sie hinter seine Sonnenblende und öffnet von innen die Kofferraumklappe. »Ist ja gut. Dann laden wir mal ein.«

»Oh, das ist nicht nötig«, wende ich hilfreich ein. »Mehr habe ich nicht.«

»Nein? Na, wir packen das trotzdem besser in den Kofferraum...«

Das ist der Moment, als hinter mir die Flughafentür aufgeht und Stacy und Morris herausstürmen.

»Wo ist die nächste Leihwagenzentrale?«, ruft Morris und greift nach seinem Hut, den ihm der Schneesturm fast vom Kopf geweht hätte. Dadurch fährt er den Trolley in einen Schneehaufen.

»Sixt, Hertz, lokale Anbieter – ganz egal.« Stacy stakst hinterher.

Gemeinsam gelingt es ihnen, den feststeckenden Kofferwagen zu befreien.

Geoffrey und Ravi sehen sich an. Ravi trägt nur ein Hemd und einen Pullunder. Er zittert ein wenig und hat die Arme verschränkt.

»Das ist alles dicht«, sagt Geoffrey. »Heute werden Sie nichts mehr bekommen. Wo wollen Sie denn hin?«

»Wir waren in der umgeleiteten Maschine nach Glasgow«, erklärt Stacy und mustert mich eingehend.

Auf Flugreisen trage ich grundsätzlich praktische Kleidung: weite Jogginghosen, die nirgends kneifen, meine Outdoorjacke mit den vielen Außen- und Innentaschen und meine Lieblingsboots. Definitiv nicht ihr Kleidungsstil, sagt ihr Blick.

»Oh nein. Warte mal kurz. Vielleicht bekommst du noch einen Gast«, wendet Geoffrey sich an Ravi.

Sein kältegerötetes Gesicht wird ein wenig blasser, wenn ich das richtig sehe.

»Ganz sicher nicht«, sagt Stacy.

»Auf meiner Liste ...«, fängt Geoffrey wieder an. »Das gibt's doch nicht. Dann müssten wir ...«

»Wir stehen auf keiner Liste«, unterbricht ihn Stacy und zieht den Wollmantel enger um ihren Hals. »Ich will in kein Hotel, und ich will mich in keinen Sammelshuttle quetschen. Wir nehmen die Entschädigung und gut, so hatten wir das abgesprochen«, dringt sie auf Morris ein und fährt dann wieder zu Geoffrey herum. »Wo ist das verflixte Leihwagenbüro?«

»Drinne«, sagt Geoffrey perplex.

»Da kommen wir her. Da ist niemand mehr.«

»Hat er ja gesagt«, hilft Ravi aus und klappt den Kofferraumdeckel zu.

Ich habe gar nicht mitbekommen, wie er mein Zeug verstaute hat.

»Drinne war ein Schild, dass es hier draußen irgendwo noch eins gibt«, beharrt Stacy.

»Die Anbieter haben alle wegen der Unwetterwarnung geschlossen. Und wir müssen jetzt auch los, wenn ich nicht in Glasgow übernachten will.« Ravi will mich mit einer Handgeste zum Einsteigen bewegen. »Kommen Sie, Carrie?«

»Glasgow?«, schnappt Morris auf und sieht zu seiner Frau. »Das wäre doch perfekt! Wir könnten ...«

»Niemals!«, antwortet Stacy und mustert abwechselnd mich und das wirklich schon etwas in die Jahre gekommene Taxi. »Ich

steige nicht ... irgendwo zu. Es muss einen anderen Weg geben! Das hier wird ja wohl nicht die letzte Droschke von Edinburgh sein.«

»Doch. Am Flughafen schon«, sagt Geoffrey hilflos. »Ich würde Sie ja mit in die Stadt nehmen, aber ich bin mit dem Moped da.«

Stacy lacht kurz auf. »Danke, junger Mann. Ich weiß Ihr Angebot zu schätzen, aber auch hypothetisch: nein.«

Ravi steigt ein. Für ihn ist das Thema offenbar abgehakt.

Ich zögere noch.

»Liebling, hast du die Nummer von diesem Architekten?«, fragt Stacy und versucht, den Kragen noch höher zu schlagen.

Morris wühlt pflichtschuldig sein Handy aus der Manteltasche und scrollt darauf herum. »Was willst du denn jetzt von dem?«

»Fällt dir etwa jemand anders ein, den wir in dieser Situation anrufen könnten? Unsere Kontakte in London oder Dubai nutzen uns grade wenig, würde ich sagen. Ich werde ganz sicher nicht in einer ausgestorbenen Flughafenhalle übernachten, ohne Bett und ohne Essen.«

»Das ist auch rechtlich gar nicht ... und das Hotel hier ist wirklich sehr komfortabel. Unsere Fluggesellschaft entschuldigt sich für die Unannehmlichkeiten und würde ...«, versucht sich Geoffrey in mehreren Anläufen ins Gespräch zu bringen.

Stacy ignoriert ihn einfach.

Armer Kerl, für einen dritten Tag im neuen Job stellen wir ihn vor ganz schöne Herausforderungen, das schottische Wetter, Morris, Stacy und ich.

Stacy trippelt frierend von einer Stöckelstiefelette auf die andere.

Ravis Taximotor brummt einladend. Da drin ist es bestimmt schön warm.

»Möchten Sie wirklich nicht bei uns mitfahren? Wie es aussieht, müssen wir wohl alle nach Glasgow, und in meinem Taxi ist ja noch Platz. Wenn wir ein bisschen zusammenrücken, dann ...«

What? Ich kann nicht glauben, dass ich das tatsächlich vorgeschlagen und laut ausgesprochen habe. Ich bin zu gut für diese Welt oder mit dem Klammerbeutel gepudert – wie man's nimmt. Stumm beschließe ich, meine geistige Umnachtung auf den Jetlag zu schieben. Vielleicht haben sie's ja nicht gehört? Oder sie lehnen ab. Ganz sicher nehmen Stacy und Morris das Angebot nicht an.

»Oh, das wäre ja wundervoll! Wie reizend!«, stimmt Morris dankbar zu und sieht seine Frau an.

Ich halte den Atem an.

»Auf keinen Fall«, protestiert Stacy erneut.

Ich atme vorsichtig aus.

Mit strengem Blick mustert Stacy allerdings viel eher mich als Ravis Gefährt. »Das ist viel zu eng. Wer weiß, ob dieses zerbeulte Vehikel nicht unter uns zusammenbricht. Und wie soll denn da unser Gepäck mit hineinpassen?«

»Weißt du was, Liebling: Und wenn wir's mit der Post schicken oder hier stehen lassen. Alles ist besser als erfrieren«, bestimmt Morris und klopf resolut auf das Fahrzeugdach. »Ich nehme die Einladung sehr gern an.«

Ergeben öffnet Ravi noch einmal die Kofferraumluke. »Menschenfreund?«, fragt er und widmet mir einen Seitenblick.

Ich hebe schuldbewusst die Schultern.

Geoffrey nickt und hilft ihm, die riesigen Koffer der Eheleute hineinzuwuchten. Meine beiden Taschen nehme ich bereitwillig entgegen.

Ich öffne die Beifahrertür und stelle mich darauf ein, meinen Rucksack auf den Schoß zu nehmen und den Koffer zwischen meine Beine in den Fußraum zu klemmen.

»Oh, bitte, kann ich? Hinten wird mir schlecht«, meldet sich da Stacy und nimmt mir die Wagentür quasi aus der Hand. »Dann bräuchte ich wirklich einen Fallschirm.« Sie lächelt mich an. Aber ihre grauen Augen bleiben starr.

Ich kann gar nicht in Worte fassen, wie sehr ich mein Angebot in dieser Sekunde bereue. Und gleichzeitig habe ich ein schlechtes Gewissen, weil sie mich erkannt hat.

Ich bin hundemüde und so perplex, dass ich sie vorn einsteigen lasse und mich mit meinem Koffer und dem Rucksack hinter Ravi quetsche.

»Wenn Sie möchten, kann ich Ihren Rucksack auch nehmen«, bietet Morris an, der selbst zwischen zwei kleineren Gepäckstücken eingequetscht neben mich gerutscht ist.

»Alles gut«, schwinde ich, puste mit angelegten Ellbogen noch einmal mein Nackenkissen auf und versuche, ein wenig zu schlafen, sobald Ravi den Weg auf den Zubringer eingeschlagen hat.

Der Wind drückt seitlich gegen den Wagen und reibt die Scheiben mit Schnee ein. Der Duft nach Räucherstäbchen mischt sich mit Morris' würzig herbem Aftershave, nassen Winterschuhen und warmer Autolüftung. Anfangs kommen wir nur im Schnecken tempo voran. Immer wieder sind da Schnee verwehungen, die Ravi, so gut es geht, umfährt. Es ist glatt, und wo uns keine Häuserfluchten Deckung geben, muss er teils massiv gegenlenken. Auf der Autobahn wird das hoffentlich besser. Aber was soll's? Wir sind in Bewegung. Mit jeder Meile bin ich näher bei Dad. Mir fallen die Augen zu. Die Motorengeräusche und die Heizungs luft lullen mich ein.

»Mist. Jetzt ging das alles so schnell, dass ich Geoffrey nicht mal Trinkgeld gegeben habe«, schreke ich noch einmal auf.

Ravi betrachtet mich im Rückspiegel.

»Wem?«, fragt Stacy von vorn. Sie blickt nicht von ihrem mit Strass beklebten Telefon auf. Ihre Ketten klimpern bei jeder Handbewegung.

»Ich habe das erledigt«, sagt Morris leise. »Dienstleistungen sind ein hartes Business.«

Ich glaube, ihn mag ich.